

3.11. Diversität und Katholische Kirche

3.11.1. Herkunft und Verantwortung

JOHANNES ZU ELTZ

Abstract

Die Katholische Kirche ist von einem klugen und pfleglichen Umgang mit Unterschiedlichkeit in ihren Reihen so weit weg, dass man kaum auf die Idee kommt, dass ihr Diversität einst ins Stammbuch geschrieben wurde. Die Basis dafür ist das grundlegende Dogma des christlichen Glaubens: die Drei-Einheit Gottes. Das Christentum hat mit dem Judentum und dem Islam den Monotheismus gemein. Es kann nur einen Gott geben, sonst gibt es überhaupt keinen. Aber diese höchste Einheit ist nicht einfältig und eintönig. Sie ist die Quelle des Lebens. In ihr ist ewig Vielfalt in Bewegung und Spannung im Spiel. Anders wäre nicht zu sagen, dass Gott Liebe ist. Das ist jedoch die zentrale Aussage des Neuen Testaments und das Alleinstellungsmerkmal des christlichen Glaubens. Auf der Linie dieser Liebe sehen Christen die Welt in ihrer Vielfalt vom Vater erschaffen, vom Sohn erlöst und vom Heiligen Geist erneuert. Alles, was es gibt, ist davon gewollt und darin geborgen. Den Glauben daran, wirksam in Liebe, selber zu bewahren und anderen zu erschließen, ist der Sinn der Kirche. Als die Katholische Kirche eine Macht in dieser Welt wurde und es lernte, sich gegen Konkurrenz zu behaupten, trat dieser Sinn in den Hintergrund. Die unerbittliche Logik institutionalisierter Macht hat der Katholischen Kirche den Geschmack an der Vielfalt verdorben. Identitäres Bewusstsein hat keinen Platz für das Spiel der Gegensätze. Es sieht im Anderssein des Anderen die Störung der vorgegebenen Ordnung und den Widerspruch gegen den eigenen Anspruch. Der Verlust der Macht in säkularisierten Gesellschaften erschüttert die Katholische Kirche bis in ihre Grundfesten. Aber das macht nichts. Anders wird nämlich der Grund nicht sichtbar, der tiefer liegt und besser trägt als die selbst gebauten Sicherungen. Auf diesem Grund, der in der Bibel sichtbar ist, kann ein reifer, wenig ängstlicher und differenzierter Umgang mit dem Anderen, „mit-ein-ander“, neu erlernt werden. Den abgesunkenen Schatz der Diversität neuerdings zu heben, hat die Katholische Kirche jetzt vor sich.

Schlagworte: Drei-Einheit Gottes, Differenz-Identität, Diversität bei Jesus, Macht der Kirche, Synodaler Weg

The Catholic Church nowadays is so far away from a wise and careful handling of diversity in its own ranks that one hardly gets the idea that diversity once was written into her family register. The basis for this is the fundamental dogma of the Christian faith: The Trinity of God. Christianity has monotheism in common with Judaism and

the Islam. There can only be one God, otherwise there is no God at all. But this highest unity is not uniform. It is the source of life. In it there is eternal diversity in movement and tension in the game. There is no other way to say that God is love. However, this is the central statement of the New Testament and the unique characteristic of the Christian faith. In the line of this love Christians see the world in its diversity created by the Father, redeemed by the Son and renewed by the Holy Spirit. Everything that exists is willed and wanted by the Holy Trinity and safeguarded in it. To keep the faith in that – the faith which works through love – and open it up to others, is the sense of the church. When the Catholic Church became a power in this world and learned to stand its ground against competitors, this sense faded into the background. Identity awareness has no place for the game of opposites. It sees in the otherness of the other the disturbance of the given order and the contradiction against its own claim. The loss of power in secularized societies shakes the Catholic Church to its very foundations. But it doesn't do her harm. Otherwise, these foundations which lie deeper and carry better than the self-made safeguards will not be visible. On this ground, visible in the Bible, a more mature, less anxious and differentiated handling of the other, with "one another", can be learned anew. The Catholic Church now has to pick up the sunken treasure of diversity.

Keywords: Trinity of God, difference identity, diversity in Jesus, power of the Church, synodal way

Die Initialzündung, die meine Beschäftigung mit Diversität als Problem und Aufgabe in meiner Kirche in Gang gebracht hat: als mich Ulrike Senger diskret einen Blick auf die Antwort eines namhaften deutschen Bischofs werfen ließ, der ihre Bitte, die Katholische Kirche möge sich doch in Zukunft an der Theorie-Praxis-Verzahnung und somit institutionellen Förderung der Diversitätsagenda aktiv beteiligen, von einem Mitarbeiter auf einer halben Seite beantworten ließ. Die Antwort, sinngemäß: Vielen Dank, unterstützenswertes Projekt, aber die Katholische Kirche weiß und praktiziert alles Wissenswerte über Diversität und bedarf daher keiner Belehrung darüber oder auch nur einer vertieften Auseinandersetzung damit. Wenn man diese Antwort nicht persönlich nimmt, d. h. sich nicht einfach über so viel Dummheit und Hochmut ärgert, sondern überlegt, ob die Reaktion und, ihr zu Grunde liegend, die Überzeugung des wichtigen Funktionsträgers vielleicht systemische Gründe hat, kommt man auf ein interessantes Feld. Meine These lautet: die Katholische Kirche hat „Diversität“ (mein synthetischer Begriff für die Wahrnehmung von Unterschieden und den klugen Umgang damit) in der Keimbahn, kam zunächst gut damit zurecht, hat sie dann aber vernachlässigt und verlernt und muss sie jetzt, um den Preis von Resonanz und Relevanz in entwickelten Gesellschaften, erneut lernen und strukturell wirksam werden lassen. Der systematische Versuch, sich dieser Aufgabe zu stellen und sie lösungsorientiert zu bearbeiten, heißt in Deutschland „Synodaler Weg“. Er hat im Januar 2020 in Frankfurt begonnen. Die Corona-Krise macht ihn schwierig. Ob er fortgesetzt wird und zum Ziel führt, wird man sehen.

Der erste Grund dafür, dass Christen Unterschiedlichkeit eigentlich nicht als Komplikation und Alterität nicht als Bedrohung ansehen müssen, sondern sie normal finden und an ihnen Lust haben können, ist die Basis des christlichen Glaubens und seiner vernünftig gläubigen Weltanschauung schlechthin, nämlich das Trinitätsdogma. Es besagt, dass Gott einer in drei „Personen“ ist, nämlich Vater, Sohn und Heiliger Geist, und dass jede dieser drei göttlichen Personen an sich, aber nicht allein, derselbe ist wie die anderen beiden, aber nicht das Gleiche, nämlich ganz Gott. Daraus ergibt sich, dass der dreifaltige Gott allem, was er aus sich herausruft und außer sich schafft, also aller Welt, „vestigia Trinitatis“ einprägt, d. h. feine Spuren einer Differenz-Identität als Wasserzeichen ihrer himmlischen Herkunft und Zukunft. Wenn im Inneren Gottes von Ewigkeit her Vielfalt in Einheit und Einheit in Vielfalt möglich (und damit auch wirklich) sind, dann ist, wenigstens aus der Retrospektive, auch das halbsbrecherische Abenteuer der Menschwerdung Gottes nicht völlig außer der Reihe: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen“ (Joh 1, 14). Gott wird Mensch und bleibt doch Gott. In der Sprache der griechischen Ontologie: zwei Naturen in der einen Person des göttlichen Wortes, unvermischt und ungetrennt. In der Reihe Gottes und damit auch der Schöpfung Gottes ist es, dass der eine vom anderen „erkannt“ wird, d. h. im Doppelsinn des hebräischen Wortes: verstanden und geliebt. Es ist in der Reihe, dass ein Ich sich im Du erkennt, im Anderen seiner selbst.

Das sind dogmatische Grundlagen für Diversität im christlichen Glauben. Dort, wo die Offenbarung Gottes Ereignis wird, im Evangelium, wird die Freude an der Diversität überall spürbar. Aber sie fällt den Menschen nicht in den Schoß, auch Jesus nicht. Sie muss errungen werden. Sie ist im genauen Sinne eine Herausforderung. Die Schöpfung als ein Aus-sich-Herausgehen Gottes, ein Außer-Façon-Geraten, dehnt sich mit wachsender Geschwindigkeit aus. Weil alles Lebendige Gleichgewicht braucht und sucht, ist der Mensch von dieser ungestümen Bewegung öfters überfordert. Expansion provoziert Kontraktion. Den Menschen packt Angst als „Schwindel der Freiheit“ (Kierkegaard 1952, S. 60). Es kann sein, dass ihm bei der Entgrenzung unwohl wird. Er hat Sorge, dass er seine Integrität verliert. Die Erfahrung, dass er bei der Ausbildung seiner Identität auch Risiken auf sich nehmen muss; dass man Integrität bewahrt, wenn man sie freigibt, und verliert, wenn man sie festhält, diese Erfahrung muss man erst einmal machen.

Im Evangelium wird eindrucksvoll geschildert, wie die Sorge um das Eigene und Eigentliche sich auswirkt, und wie man ihrer Herr wird. Das ist die Geschichte von der heidnischen Frau und dem schwerkranken Kind, ursprünglich in Mk 7, 24–30. Die Frau in ihrer Not mutet sich Jesus mit ihrem Wunsch nach Heilung zu und übersteigt dabei Grenzen der Schicklichkeit, die religiös stark befestigt sind. Jesus wahrt zunächst diese Grenze. Er hat Sorge um seine Sendung, die, wie er sie versteht, nur den Kindern Israels gilt. Deshalb verweigert er die Wahrnehmung dieser Frau, er verweigert Diversität: „Lasst zuerst die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den kleinen Hunden vorzuwerfen.“ Das Brot ist das Heil, das er in die Welt gebracht hat. Die Kinder sind die Kinder Israels. Die klei-

nen Hunde („Hund“ war das geläufige Schimpfwort für die Heiden und ist es im Orient manchmal noch heute) sind die, die nicht dazugehören; die Ungehörigen, Unreinen und Unpassenden; die, über die man hinwegsieht, um die man einen Bogen macht, die für einen Luft sind. Wenn man z. B. in Indien erlebt, wie heute noch Menschen aus höheren Kasten mit den Dalit, den „Unberührbaren“, umgehen können, dann hat man eine lebendige Anschauung von dem, was der biblischen Szene zugrunde liegt. Man begreift, wie lebenswichtig Zugehörigkeit ist und wie tödlich Ausgrenzung. Man begreift auch, dass die Verwerfung derer, die nicht dazugehören, keinem persönlichen Entschluss zum Bösessein entspringt. Es ist beiläufig böse. Man braucht sich dazu nicht eigens zu entscheiden. Man muss sich vielmehr eigens dagegen entscheiden und zahlt dafür einen Preis. Jesus entscheidet sich am Ende dieser Geschichte eigens gegen Ausgrenzung. Die Pointe ist: Er kommt nicht von selber darauf. Er braucht jemanden, der ihm auf die Sprünge hilft. Der Jude braucht den Heiden, der Mann die Frau, der Gott den Menschen. Die Liebe der Frau zu ihrem Kind, ihre Unerschrockenheit im Umgang mit dem Messias Israels, die Kraft ihres Glaubens überwinden den Widerstand Jesu, in dem die Möglichkeit des Bösen lag, und führen ihn über die Grenze der Gruppenmoral hinweg, jenseits derer der Sinn seiner Sendung erst sichtbar wird: sich selbst erkennen im Anderen seiner selbst. Der Preis, den Jesus dafür schließlich zu bezahlen hat, ist sein Leben. Simon Petrus wird später auf den Spuren Jesu und auf ähnlichen Wegen zur selben Erkenntnis gelangen und sagen: „Wahrhaftig, jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist“ (Apg 10, 34 f.). Und Paulus, der auch lange Wege zurücklegen musste, bis er da angelangt war, bringt es so auf den Punkt: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (Gal 3, 28). So tief liegt Diversität dem christlichen Glauben zugrunde.

Die Kirche kam mit Diversität zurecht, solange sie nicht an der Macht war. Nachdem es gelungen war, den Staat auf die Wahrheit des christlichen Glaubens zu verpflichten, waren die Christen, oder genauer gesagt: war der von der Kirche modellierte Typus des Christlichen nicht mehr „anders“, sondern wurde zusehends der eigentliche und einzig richtige Staatsbürger; das Maß der Normalität im Weltmaßstab. Immerhin war die Membran, die das gesellschaftlich verfasste und institutionell gesicherte Corpus Christi umgab und von der Umwelt scharf abgrenzte, semipermeabel: Man kam zwar nicht gut heraus, aber doch ziemlich leicht hinein. Das hat der pseudo-theologische Hochmut der Kirche dem pseudo-wissenschaftlichen Rassenswahn des 19. und 20. Jahrhunderts voraus; da half keine Taufe mehr. „Ein Reich, das in sich zerfallen ist, hat keinen Bestand“, sagt Jesus (Mk 3,24). Das Abendländische Schisma im 15. und die Reformation im 16. Jahrhundert, beides Mal extrem schlechtes Diversity Management im selben Kulturraum, hat die Fliehkräfte der Individualisierung freigesetzt und die Wege dafür geebnet, dass theoretisch im 17. und praktisch ab dem Ende des 18. Jahrhunderts Schritt für Schritt – mit verheerenden Rückfällen – in Europa und Nordamerika Staatswesen erreicht wurden, die mit demokratischer Diversifikation von Macht und einer in säkularem Recht verfassten Organisation bes-

ser mit kontingenter Pluralität zurechtkommen, als die autoritären Staatsformen zuvor es vermocht haben. Diese liberalen Demokratien sind neuerdings stark angefragt; sie müssen sich in Systemkonkurrenzen nach außen und bei der Behebung von Legitimationsdefiziten nach innen beweisen. Ich bin davon überzeugt, dass sie diesem Anspruch gewachsen sind, und zwar schon einfach deshalb, weil sie aus Diversität Energie gewinnen können, statt gegen Diversität Energie einsetzen zu müssen. Die Katholische Kirche, die sich nach der französischen Revolution in den Schmollwinkel der Geschichte zurückgezogen hat und ihn zu verlassen nur sehr zögerlich bereit ist, sollte im Interesse ihrer Gläubigen – das ist ihr eigenes! – die Demokratien dabei aktiv unterstützen. Das tut sie am besten dadurch, dass sie sich dem irreversiblen Machtverlust ihrer Institutionen akkommodiert, das autoritäre Gehabe lässt und ihre absolutistische Verfassung reformiert (vgl. zu Eltz 2020 und FAZ 03.02.2019). Nur dann und erst dann wird sie die Synergien heben können, die durch einen klugen Umgang mit gottgewollten Unterschieden frei werden, und sich so die Freude an der Diversität zurückerobern, die ihrem Glauben zugrunde liegt. Alle, die es mit der Katholischen Kirche gut meinen, sollten ihr deshalb Mut machen, den „Synodalen Weg“ fortzusetzen und ans Ziel zu bringen.

Literatur

- Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz et al. (Hg.) (2017). *Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift*. Gesamtausgabe. Revidierte 2. Auflage. Freiburg: Herder Verlag.
- Deutsche Bischofskonferenz (DBK) (Hg.) (o. J.). Der Synodale Weg. Verfügbar unter <https://www.synodalerweg.de/> (Zugriff am: 06.06.2020).
- Eltz, Johannes zu (2020). Gewaltenteilung in der Kirche. Abschied vom Absolutismus. In B. & M. Mertes (Hg.) (2020), *Von der Volkskirche zur Sekte? Warum die Idee vom Gesundheitskrumpfen falsch ist*, S. 164–180. Paderborn: Bonifatius.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung (03.02.2019). *Offener Brief an Kardinal Marx: „Die Sonne der Gerechtigkeit kommt nicht mehr durch“*. Verfügbar unter <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kardinal-marx-die-sonne-der-gerechtigkeit-kommt-nicht-mehr-durch-16021393.html> (Zugriff am: 06.06.2020).
- Kierkegaard, S. (1952). Der Begriff Angst. Vorworte. In: *Gesammelte Werke*, 11. und 12. Abteilung. Deutsche Übersetzung von E. Hirsch. Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag.

Autor

Dr. Johannes zu Eltz ist katholischer Stadtdekan und Bischöflicher Kommissar in Frankfurt a. M.